

Alexandra Pilz  
Zurück nach Hollyhill



Alexandra Pilz

ZURÜCK  
NACH  
HOLLYHILL

Roman





Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte  
Papier *Super Snowbright* liefert  
Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

Copyright © 2012 by Alexandra Pilz  
Copyright © 2012 dieser Ausgabe  
by Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Redaktion: Martina Vogl  
Umschlaggestaltung: t.mutzenbach design, München  
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN: 978-3-453-53426-1

[www.heyne-fliegt.de](http://www.heyne-fliegt.de)

für blö



Die Zeit ist aus den Fugen,  
verfluchte Schicksalstücken,  
dass ich geboren ward,  
um sie zurechtzurücken.

WILLIAM SHAKESPEARE, *Hamlet*





Emily hatte den Brief bestimmt schon Dutzende Male gelesen, aber die Worte aus Fees Mund zu hören, bescherte ihr eine Gänsehaut.

»Okay, stopp! Lies den letzten Absatz noch mal«, forderte sie ihre Freundin auf und rieb sich mit den Handflächen über die Arme.

»Deshalb bitte ich dich«, wiederholte Fee und warf Emily über den Rand ihrer schwarzen Hornbrille einen bedeutungsvollen Blick zu, »nach Hollyhill zu reisen, das Dorf, das viele Jahre meine Heimat war. Es liegt im Dartmoor. Du wirst es finden.« Den letzten beiden Sätzen verlieh sie eine übertrieben unheilvolle Stimme, bevor sie die zwei Seiten grinsend neben ihre Cappuccino-Tasse legte und langsam den Kopf schüttelte.

»Ehrlich, Em«, seufzte sie. »Das ist das Aufregendste, das ich seit ewigen Zeiten gehört habe.« Und ein bisschen weniger ehrfürchtig: »Ich kann nicht fassen, dass du mir den Brief so lange vorenthalten hast!«

»Fee, Omi hat ihn mir gestern Abend erst gegeben.«

»Das sind genau neunzehn Stunden, sechzehn Minuten

und ...« – sie schielte auf die imposante Bahnhofsuhr, die über der Bar des Cafés thronte – »... einundzwanzig Sekunden. Schon mal was von Mobiltelefonen gehört?«

Emily verdrehte die Augen. Die Uhr besaß gar keinen Sekundenzeiger, aber Fee war eben schon immer eine Drama-Queen gewesen. Und zwar schon im Kindergarten.

»Okay, Fee, Konzentration jetzt«, befahl Emily streng, ohne auf deren Vorwurf einzugehen, und hob dann eine Hand, um an ihren Fingern die einzelnen Stufen ihrer Misere herunterzuzählen.

»Erstens: Meine Mutter, die gestorben ist, als ich vier Jahre alt war, schreibt einen Brief, von dem sie möchte, dass ich ihn erst zu meinem Schulabschluss bekomme.«

»Statt eines Sportwagens quasi«, sagte Fee. »Kleiner Spaß.« Sie grinste Emily an.

»Zweitens«, fuhr diese ungerührt fort, »meine Großmutter findet den Brief nach dem Unfall meiner Eltern in Mamas Sekretär und hebt ihn auf, um ihn mir dann am Abend der Notenvergabe zu überreichen.«

»Pünktlich wie ein Paketzusteller.«

»Fee ...«

»Sorry, Em, aber mal ehrlich: Du machst ein Gesicht, als hätte dir jemand das Müsli versalzen, und dazu besteht nun wirklich kein Grund. Sieh es doch mal von der positiven Seite«, schlug sie vor. »Nach so vielen Jahren bekommst du ganz unerwartet die Chance, etwas über deine Eltern zu erfahren. Das ist doch Wahnsinn!«

Emily ließ ihre Hand sinken. »Wahnsinn ist«, erklärte sie spitz, »dass meine Mutter offenbar nicht einmal meinem Vater

etwas von diesem Dorf erzählt hat. So stand es zumindest in dem Brief. Und natürlich wusste Omi auch nichts davon.« Sie schwieg einen Moment und fuhr dann nachdenklich fort. »Ich verstehe gar nichts mehr. Warum diese Geheimnis-krämerei? Und warum um Himmels willen hat sie diesen Brief schon geschrieben, bevor ich überhaupt geboren war? Warum ... oh – autsch!«

Fee hatte ihr auf die Hand geklatscht und strafend eine Braue hochgezogen. »Kein Grund, sich die Fingernägel abzubeißen! Und kein Kaffee mehr für Emily! Ich bestell dir einen Schoko-Milchshake, der beruhigt die Nerven.«

Inzwischen war es richtig voll geworden in ihrem Stamm-café in Haidhausen, und Fee fuchtelte wild mit den Armen in der Luft herum, um den abgehetzten Kellner auf sich aufmerksam zu machen. Das »Voilà« lag ziemlich genau in der Mitte zwischen ihren beiden Wohnungen, und während der Schulzeit hatte sich Emily fast jeden Nachmittag dort mit Fee getroffen, um Hausaufgaben zu erledigen. Nun, nachdem beide ihre Abiturprüfungen hinter sich hatten, beließen sie es erst einmal bei dem Treff. Kaum zu fassen, dass sie in Zukunft nicht mehr jeden Tag zusammen verbringen würden.

»Fakt ist«, erklärte Fee nun entschieden (nachdem sie den armen Kellner unter Emilys entsetztem Blick tatsächlich am Handgelenk festgehalten hatte, um ihre Bestellung aufzugeben), »du musst da hin! Ich meine, du wusstest doch sowieso nicht, was du mit den nächsten Wochen bis zur Zeugnisausgabe anfangen solltest und – bitteschön – England! Grüne Wiesen, grasende Schäfchen und Regenschirme in allen Far-

ben und Größen.« Sie kicherte herzlich über ihren eigenen Scherz und nahm dann einen ebenso beherzten Schluck von ihrem Kaffee. »Deine Großmutter ist einverstanden?«

»Nun ja, sie ist nicht gerade begeistert ...«

Fee seufzte. »Ach, Em, es wird wahnsinnig aufregend werden«, erklärte sie verträumt, ohne auf Emilys Einwand einzugehen. »Ich meine, Hollyhill klingt nicht gerade nach einer Mega-Metropole, und wahrscheinlich wird dir nach zwei Tagen langweilig sein, aber ...«

»Hollyhill ist ein Dorf, Fee«, unterbrach Emily den Redeschwall ihrer Freundin, nahm den Brief wieder an sich und deutete auf die entsprechende Zeile. *Hollyhill, das Dorf, das viele Jahre meine Heimat war.* »Es liegt im Dartmoor. Du wirst es finden.« Allein dieser Satz – was hat sie sich nur gedacht? Weißt du, wie groß dieses Moor ist?«

»Äh – nein?«

»950 Quadratkilometer. Weißt du, wie viele Dörfer es da gibt?«

»Ist das eine Fangfrage?«

»Dutzende. Nehme ich zumindest an. Und weißt du, wie viele davon Hollyhill heißen?«

»Na, eines zumindest. Hoffe ich doch.«

»DAS war eine Fangfrage, Fee. Es gibt kein Hollyhill im Dartmoor.«

Fee sah Emily einen Augenblick lang schweigend an. »Was soll das wieder heißen?«, fragte sie dann stirnrunzelnd.

Emily seufzte. »Das soll heißen, dass ich heute Morgen in der Staatsbibliothek war und mir eine Karte angesehen habe.

Nichts. Und bevor du fragst ...« – jetzt legte Emily ihre Hand auf die von Fee – »... natürlich habe ich zuerst im Internet nachgesehen. *Nada.*«

Energisch zog Fee ihre Hand unter Emilys hervor und griff nichtsdestotrotz nach ihrem iPhone. »Das wollen wir doch mal sehen«, murmelte sie und hackte darauf ein.

Zehn Minuten später ließ sie ihr Lieblingsspielzeug sinken und pustete sich eine hellblonde Locke aus der Stirn. Emily, die zu ihr gerutscht war, um mitzulesen, lehnte sich wieder auf ihren Platz zurück.

Die beiden Mädchen sahen sich nachdenklich an.

»Hm«, sagte Fee schließlich, »das ist ... ungewöhnlich.«

Emily machte ein entgeistertes Gesicht.

»Ungewöhnlich?«, wiederholte sie. »Fee, das ist ...«

»Jajajaja«, unterbrach Fee, »es ist mehr als das. Es ist ... mysteriös?« Sie hob erwartungsvoll die Augenbrauen. »Unglaublich? Faszinierend?«

Emily kicherte. »DU bist unglaublich«, sagte sie, wurde dann aber schnell wieder ernst. »Also«, setzte sie an, »ich werde trotzdem fahren, richtig?«

»Absolut richtig.«

»Warum gleich noch mal?«

»Weil«, antwortete Fee, »deine Mutter sagte, du wirst es finden. Also wirst du das auch.«

Emily nickte langsam.

»Okay«, sagte sie. »Okay.«

Sie brauchten eine halbe Stunde, um Emilys Fahrt nach England zu entwerfen: Sie würde den günstigsten Flug nach

London buchen, dann mit dem Zug nach Exeter fahren und anschließend einen Bus nehmen, der sie ins Dartmoor bringen sollte. Ihr Ziel war ein Kaff namens Believer Tor, das sie auf der Karte im Internet entdeckt hatten.

»Sieh mal, Believer Tor«, hatte Fee gequiekt. »Das ist doch genau das Richtige für dich – *believe* ... du musst nur daran glauben!« Von einem Ohr zum anderen hatte sie gegrinst, und Emily nur die Augen verdreht. »Och, komm schon, Emily, *think positive*, wie wäre es zur Abwechslung mal damit?«

»Es heißt Believer Tor, blindes Huhn«, hatte Emily gemurmelt und Fee noch lauter gelacht. Die Namen waren auf dem iPhone-Display wirklich schwer zu entziffern.

Believer Tor jedenfalls lag ungefähr in der Mitte des Nationalparks und bot sich somit perfekt an für Emilys Suche nach Hollyhill. Die, ginge es nach Fee, ohnehin nicht lange dauern würde. »Ich sage dir, das ist Schicksal, Em«, prophezeite sie mit weit aufgerissenen Augen. »Irgendetwas ist mit diesem Dorf. Und deine Mutter *wusste*, du würdest es finden. Dass du nun ausgerechnet dort anfängst zu suchen, hat garantiert eine Bedeutung.«

Noch auf dem Heimweg spürte Emily das Kribbeln in ihrem Nacken, das diese Worte in ihr ausgelöst hatten.

*Womöglich hat Fee recht*, dachte sie. *Irgendetwas ist mit diesem Dorf*. Warum sonst klangen die Worte ihrer Mutter so eindringlich? So beschwörend?

*»Ich habe meine Heimat verlassen und bin seither nie mehr zurückgekehrt. Es ist wichtig für mich, Emily, dass du um diese Herkunft weißt.«*

Emily erschauerte. Dieser Brief beunruhigte sie mehr, als sie sich Fee gegenüber hatte anmerken lassen. Als sie sich selbst zugestehen wollte. Nach all dieser Zeit plötzlich eine Nachricht ihrer Mutter zu erhalten, das war ... überwältigender, als sie in Worte fassen konnte.

Energisch lenkte sie ihre Gedanken in eine andere Richtung. Jetzt galt es erst einmal, ihrer Großmutter beizubringen, dass ihr Flug beschlossene Sache war. Er war doch beschlossene Sache, oder nicht? Wollte sie tatsächlich allein und völlig ahnungslos in dieses Flugzeug nach England steigen? Wäre es nicht vernünftiger, wenn sie ...

»Em.«

Mit einem Mal waren all die Gedanken an das Dorf, ihre Mutter, an die Reise aus Emilys Hirn gefegt.

»Lukas.« Sie blieb wie angewurzelt stehen.

Es war ein herrlicher Frühsommertag, wie es ihn nur in München gab, der Himmel blau, die Luft so klar wie die blank geputzten Scheiben der Straßenbahn, die vorbeirumpelte, laut und vertraut. Die Sonne strahlte mit all ihrer Kraft. Emily musste ihre Augen gegen das grelle Licht abschirmen und blinzelte in Lukas' Gesicht. Er sah unsicher aus, und Emily spürte sofort, wie sich ein Teil seiner Beklommenheit auf sie übertrug. Sie hatte ihn eine Ewigkeit nicht gesprochen. Und sie hatte gehört, dass er jetzt mit Laura zusammen war, doch zusammen gesehen hatte sie die beiden noch nicht – bis jetzt.

»Oh, Emily, hallo.« An Lauras gelangweiltem Tonfall hatte sich jedenfalls nichts geändert. »Wie schön, dich zu sehen«, log sie ohne jede Spur von Sympathie. Sie hatte sich bei

Lukas eingehakt und ihre perfekt manikürten Fingernägel malten pinkfarbene Ovale auf seinen Unterarm. »Wo ist denn deine Freundin Fee abgeblieben?«, fuhr sie fort. »A-Hörnchen und B-Hörnchen heute mal getrennt?«

Emilys Augenlider zuckten. Lukas räusperte sich.

»Wir sind auf dem Weg in die Stadt«, erklärte er rasch, bevor Emily auch nur Luft holen konnte. Er vergrub seine Hände tiefer in den Taschen seiner Jeans, und Lauras Fingerspitzen glitten wie selbstverständlich seinen Arm hinunter.

Emily sagte nichts. Sie hatte es so gewollt, oder etwa nicht? Sie hatte Lukas fortgeschickt, und er hatte sich einer anderen zugewandt. Dass er sich ausgerechnet mit dem Mädchen tröstete, das nie müde wurde, Emily seine Verachtung zu zeigen, konnte sie ihm nicht vorwerfen. Wollte sie nicht. Und sie waren ein imposantes Paar, das musste sie zugeben, wie aus einem perfekten Teenie-Film. Die Jahrgangsschönste schnappt sich den Schulschwarm, so wie es sein sollte. Womöglich hatte sie, Emily, weder blond noch barbiehaft, nie wirklich an diesen Arm gehört.

Laura unterbrach ihre Überlegungen. »Ein Mittagessen mit meinem Vater«, säuselte sie. »Er möchte mit Lukas einige Details besprechen, bevor er uns den Schlüssel zu seiner Finca auf Mallorca übergibt. Wir werden den Sommer dort verbringen.« Sie rückte, wenn überhaupt möglich, noch ein Stück näher an Lukas heran, und dessen Brustkorb spannte sich. Es sah nicht so aus, als habe er sich schon an die Rolle des Ken gewöhnt.

Emily holte Luft. »Ja, also dann ...« *Eine Finca auf Mallorca. Klar.* Sie nickte Lukas zu. »Ich werde mal besser ... .«



»Geht es dir gut?«

Emily blinzelte überrascht. Lukas hatte sich von Laura gelöst und war einen Schritt auf sie zugegangen. Sie konnte förmlich spüren, wie das Mädchen den Atem anhielt, und so sehr sie Laura auch verabscheute, sie würde sich nicht auf deren Niveau herablassen und ihr bewusst einen Stich versetzen.

»Mir geht es prima«, beeilte sie sich deshalb zu sagen. »Sehr gut, wirklich.« Sie rang sich ein Lächeln ab. »Ich werde selbst ein paar Wochen weg sein«, fuhr sie fort. »England. Ich besuche das Dorf, in dem meine Mutter aufgewachsen ist.«

Da. Sie hatte sich also entschieden.

»Deine Mutter war Engländerin?« Lukas sah sie entgeistert an.

*Oh, nein!* Emily spürte, wie ihre Wangen heiß wurden. Es war *der* Knackpunkt ihrer dreimonatigen Beziehung gewesen, dass sie nicht zuließ, dass Lukas an ihrem Leben teilhatte, dass er sich ausgeschlossen fühlte, weil sie nicht bereit war, sich ihm zu öffnen.

»Ja, ich ...«, setzte sie hilflos zu einer Erklärung an, aber Lukas unterbrach sie, die Lippen zu einer schmalen Linie geformt.

»Wir müssen los«, sagte er, nahm Lauras Hand und zog sie mit sich. »Ciao, Emily. Viel Spaß in England.«

Emily sah den beiden nach, doch Lukas drehte sich nicht noch einmal um. Dafür hörte sie Laura, laut und deutlich und gehässiger denn je.

»Wenn du etwas über A-Hörnchen wissen möchtest,

musst du B-Hörnchen fragen, das weiß doch jeder«, erklärte sie spitz. Dann verschwanden die beiden in der nächsten Straße, die sie Richtung Isar führte.

Emily schloss für zwei Sekunden die Augen. Dann holte sie tief Luft und lief nach Hause.

»Emily? Bist du das? Ich bin in der Küche!« Die Stimme ihrer Großmutter hallte durch den breiten Flur, als Emily die schwere Holztür hinter sich ins Schloss fallen ließ.

»Wer soll es sonst sein?«, antwortete sie automatisch, stellte ihren Rucksack auf die Garderobenbank und machte sich auf den Weg zum Kreuzverhör. Nach der Begegnung mit Laura und Lukas kam ihr diese hier plötzlich viel einfacher vor.

»Was hat Felicitas zu dem Brief gesagt?«, fragte ihre Großmutter ohne Umschweife, als Emily sich in die weichen Polster der Eckbank sinken ließ.

»Sie hält das für das größte Abenteuer meines langweiligen Lebens und verlangt ein Videotagebuch, weil sie nicht mitkommen kann.«

Ihre Großmutter schnaubte. Sie murmelte etwas, von dem Emily nur »Kind« und »Nichts ernst nehmen« verstand, dann drehte sie sich um – eine dampfende Tasse heißer Schokolade in jeder Hand – und setzte sich zu Emily an den Tisch.

Diese musste unwillkürlich grinsen. »Liebste Omi, ist das etwa ein Erpressungsversuch? Bin ich dafür nicht etwas zu alt?«

Ihre Großmutter war seit jeher der Meinung gewesen,

heiße Schokolade könne ein Kind dazu bewegen, alles zu tun – oder eben bestimmte Dinge zu lassen.

Sie seufzte. »Du hast dich also entschieden. Wann wirst du fahren?«

»Übermorgen geht ein günstiger Flug«, antwortete Emily ohne zu zögern. Ja, sie hatte sich entschieden. Sie würde fahren. »Je schneller ich starte, desto eher bin ich wieder hier«, fügte sie hinzu.

»Mir ist nicht wohl dabei«, begann ihre Großmutter erneut, »du bist noch keine achtzehn, und ich möchte eigentlich nicht, dass du ganz allein ...«

»Aber Omi, das hatten wir doch schon«, fiel Emily ihr ins Wort. Sie musste sich beherrschen, um ihre Stimme nicht allzu ungeduldig klingen zu lassen, aber es war wahr: Diese Diskussion hatten sie bereits gestern Abend geführt, und Emily wollte sie nicht noch einmal lostreten. »Mama wollte, dass ich fahre«, wiederholte sie dennoch. »Außerdem bin ich *fast* achtzehn, wie du sehr wohl weißt.«

Ihre Großmutter seufzte, dann nickte sie und wühlte ein kleines, glänzendes Knäuel aus ihrer Jackentasche, das sie vor Emily auf dem Tisch platzierte.

»Was ist das?«, fragte Emily neugierig. Sie war dankbar für die Ablenkung, auch wenn sie spürte, dass ihre Großmutter noch nicht hundertprozentig aufgegeben hatte.

»Etwas, das deiner Mutter gehört hat. Ich wollte es dir gestern geben, aber ... es war wohl alles ein bisschen viel.«

Emily griff nach dem Gegenstand und entwirrte ein goldenes Kettchen, das vermutlich fürs Handgelenk vorgesehen

war. Es wirkte uralt, sehr schlicht und robust, mit einem Verschluss, der aus einer kleinen, einst goldfarbenen Kugel bestand, die sich grob und gebraucht anfühlte. Erst als Emily sie ganz nah vor ihr Gesicht hielt, konnte sie die hauchdünne Verzierung erahnen, die darauf eingekerbt war – so dezent und ineinander verschlungen, dass sie sich mit bloßem Auge unmöglich entziffern ließ.

»Wow«, hauchte sie und sah ihre Großmutter fragend an.

Diese zögerte einen Moment und faltete ihre Hände um die Kakaotasse herum. Sie sah müde aus, fand Emily, unter ihren teddybraunen Augen zeichneten sich schwarze Schatten ab, und ihre normalerweise rundlichen Wangen wirkten auf einmal so schmal, so zerbrechlich.

»Em, ich habe die Kette in dem Schreibtisch deiner Mutter gefunden«, begann sie. »Sie lag auf dem Brief, in einer kleinen Schatulle.« Sie sah aus, als wollte sie noch etwas hinzufügen, presste dann aber ihre Lippen aufeinander. Emily ließ die Kette sinken und legte stattdessen eine Hand auf die ihrer Großmutter.

»Du dachtest, sie sei von Papa, oder?«, fragte sie sanft. »Wenn du sie behalten möchtest, verstehe ich das, es ist nur natürlich, dass du ...«

»Mach sie auf.«

»Was?«

»Die Kette – mach den Verschluss auf.«

Emily beschlich ein ganz merkwürdiges Gefühl, ein Prickeln, das sich über die gesamte Länge ihrer Wirbelsäule auszubreiten schien. Sie nahm das Schmuckstück zwischen ihre Finger und drückte auf den kleinen Knopf, der offenbar

die beiden Hälften des runden Verschlusses zusammenhielt. Er sprang sofort auf, und ihre Großmutter holte japsend Luft.

»Omi?«, fragte Emily verunsichert. Sie hielt ihr die Kette hin.

Ihre Großmutter schüttelte den Kopf. »Seit ich das Armband habe«, erklärte sie, »verwahre ich es in der Schublade meines Nachttisches auf.« Sie sagte diesen Satz weniger, als dass sie ihn ausatmete, so, als habe sie seit ewigen Zeiten darauf gewartet, ihn loszuwerden. Emily atmete ein. »Ich hätte die Kette so gern getragen«, fuhr sie fort, »aber der Verschluss ließ sich nicht öffnen.« Sie schluckte und sah Emily mit großen Augen an.

»Omi ...«, setzte diese erneut an, doch ihre Großmutter unterbrach sie.

»All die Jahre lag die Kette in dem Kästchen neben meinem Bett. Doch als ich sie gestern Abend holen wollte, war sie plötzlich nicht mehr da. Ich habe sie schließlich ...« Sie holte Luft. »Sie lag in meinem Schmuckkasten, auf dem Brief deiner Mutter, genau so, wie ich sie damals in Esthers Sekretär gefunden habe. Und ich weiß nicht, warum du sie plötzlich öffnen konntest. Das durfte gar nicht möglich sein.« Der letzte Satz war nur mehr ein Wispern, und Emily brauchte einen Moment, um seinen Inhalt zu begreifen. Dann prustete sie los. »Meine Güte, Omi, du hast mir einen Riesenschrecken eingejagt«, sagte sie lachend, doch als sie in das entsetzte Gesicht ihrer Großmutter blickte, wurde sie schnell wieder ernst.

»Hör zu, das Ganze ist sicherlich leicht zu erklären«, ver-

suchte sie zu beschwichtigen. »Du hast so oft auf dem Verschluss herumgedrückt, dass er sich verklemmt hat, und dann ist der Mechanismus plötzlich von selbst aufgesprungen, weil er einfach noch auf Öffnen gestellt war.« Wie sollte es auch sonst sein? An Schmuckstücke, die ein Eigenleben führten, glaubte Emily ganz sicher nicht. »Bestimmt ist dir nur entfallen, wo du das Armband zuletzt ...«

Ihre Großmutter schüttelte energisch den Kopf. »Ich habe die Kette nicht in den Schmuckkasten gelegt«, erklärte sie mit Nachdruck.

»Omi ...«. Emily seufzte. Es war nicht das erste Mal, dass ihre Großmutter etwas verlegt hatte, doch sie wollte ihr nicht wehtun, also schwieg sie. »Ganz sicher ist alles nur ...«

»Nein, Emily«, wurde sie unterbrochen. »Es ist nicht nur das. Vor Jahren war ich bei einem Juwelier«, fuhr sie fort, aufgeregter jetzt. »Er sagte mir, dieser Verschluss ließe sich nicht öffnen. Die Kette müsse so konzipiert sein, dass sie am Handgelenk seiner Trägerin verschweißt wird. Danach sei sie nicht mehr zu öffnen. Er hatte so etwas noch nie gesehen und konnte keine andere Erklärung finden. Es gäbe auf jeden Fall keine Möglichkeit, diese Kette aufzumachen, ohne sie zu zerstören.«

Emily starrte ihre Großmutter an, als seien ihr auf einmal Antennen aus dem Kopf gewachsen. Ehrlich, sie war nicht der Typ, der bei jeder Kleinigkeit zusammenzuckte oder sich bei Gespenstergeschichten gruselte, aber wenn sie nicht aufpasste, würde die Gänsehaut an ihren Armen noch festwachsen.

»Emily, bitte fahr nicht nach England. Ich habe ein mul-

miges Gefühl, was diesen Brief betrifft, und nun auch noch das Armband ...«

»Omi, hör zu«, unterbrach Emily. Sie bemühte sich um einen beruhigenden Tonfall, denn sie wollte auf keinen Fall, dass ihre Großmutter sich Sorgen machte, aber sie würde sich dennoch nicht von ihrem Entschluss abbringen lassen.

»Es gibt für alles eine logische Erklärung«, fuhr sie fort, »daran kann auch dieses blöde Ding nichts ändern. Das Armband ist vermutlich aus England und ein solcher Verschluss hier nur nicht bekannt. Diese ganze Sache ist halb so mysteriös wie du oder Fee glauben. Ganz sicher würde Mama mich nicht in Gefahr bringen wollen.« Der Gedanke war ihr bisher noch gar nicht gekommen. Aber ja, er hörte sich plausibel an.

»Dann nimm wenigstens Fee mit.« Die Stimme ihrer Großmutter hatte einen flehenden Ton angenommen.

Emily zuckte bedauernd mit den Schultern. »Das ist leider unmöglich, ihr Vater bringt sie um, wenn sie nicht am Montag das Praktikum in seiner Kanzlei beginnt.«

»Ich könnte ...«

»Liebste Omi, ich fahre. Allein. Mama hat nicht einmal Papa etwas von diesem komischen Dorf erzählt – ich glaube nicht, dass sie wollte, dass ich dort mit ... Begleitung anreise.« Sie hatte »mit einer Fremden« sagen wollen, was streng genommen richtig war: Ihre Oma war die Mutter ihres verstorbenen Vaters, gehörte also eigentlich nicht zur Familie ihrer Mutter, über die sie selbst bis heute so gut wie nichts gewusst hatte. Eigentlich gar nichts. Warum nur hatte sie das bislang nie als seltsam empfunden?

Sie stand auf und nahm ihre Großmutter fest in die Arme. »Mach dir bitte keine Sorgen«, bat sie. »In spätestens zwei Wochen bin ich wieder hier.«

Noch ahnte Emily nicht, wie sehr sie mit dieser Einschätzung daneben lag.





In der Nacht vor ihrem Abflug hatte Emily so schlecht geträumt wie seit Jahren nicht.

Sie war über eine Weide gestolpert, die so bucklig war, dass ihre nackten Füße bei jedem zweiten Schritt einknickten. Der Wind rupfte an ihren Haaren und ihrem Pullover, der Regen durchweichte ihre Kleidung genauso wie ihre Haut, die an den Händen bereits schrumpelte. Bei einem ihrer hektischen Versuche, über die Schulter nach hinten zu blicken, stürzte sie über einen der Grasbuckel und schlug sich das Knie an einem Stein auf. Emily ignorierte das Loch in ihrer Jeans und hastete weiter, auf den schwarzhaarigen Jungen zu, der ihr mit weit aufgerissenen Augen etwas zurief. Er saß auf einem Pferd, das ihr Angst machte, weil es wie verrückt auf der Stelle tänzelte, aufgescheucht vom Sturm und ... von irgendetwas anderem. Emily schreckte vor dem dunklen Tier zurück, zur gleichen Zeit zerrte eine Böe an ihr und warf sie auf den Boden. Sie war kaum aufgeschlagen, da griff eine Hand nach ihr und ...

Emily erschauerte. Sie wollte gar nicht wissen, wer oder was dort an ihrem Arm gerissen hatte und sie würde es auch

nicht herausfinden, denn genau in diesem Moment war sie mit dem Kopf gegen die Nachttischkante geschlagen und aufgewacht.

Emily rieb sich die Stirn. Diese ziemlich unerfreuliche Nacht hatte eine Beule hinterlassen, die bei ihrem letzten Blick in den Spiegel schon eine bläuliche Färbung angenommen hatte. Da zahlt es sich doch mal aus, Pony zu tragen, dachte sie und drückte ihre Stirn gegen die kühle Scheibe des Reisebusses.

Den Flug von München nach London hatte sie dank wiederholter Atemübungen ihrer Yogalehrerin gut überstanden, auf der Zugfahrt nach Exeter war sie allmählich ruhiger geworden. Doch nun saß sie seit knapp anderthalb Stunden in dem klapprigen Bus und wurde langsam wieder nervös: Sie zuckelten mehr durch das Dartmoor als dass sie fuhren, von einem kleinen Ort zum nächsten. Dabei wollte sie eigentlich nicht im Dunkeln in Bellever Tor ankommen, sie wusste schließlich noch nicht einmal, wo sie dort übernachten sollte. Und der Busfahrer war ihr auch keine wirklich große Hilfe gewesen. Von einem Ort namens Hollyhill jedenfalls hatte er noch nie etwas gehört.

Geistesabwesend drehte Emily das Kettchen an ihrem Arm und starrte auf die Landschaft, die wie in Zeitlupe an ihr vorüberzog. Bis eben hatte sie hauptsächlich Felder gesehen: grüne, weite Felder, durchsetzt mit braun und gelb bewachsenen Buckeln und gesprenkelt mit Schafen. Ab und an ragte ein vom Wind zerzauster Baum in den Himmel, und immer wieder trennten Steinmäuerchen das Gras in einzelne Parzellen, doch darüber hinaus – nichts. Kilometerweit kein

Haus, kein Auto, kein Mensch. Bis auf die winzigen Dörfer, die sie anfuhrten, war kaum ein Zeichen von Zivilisation zu erkennen. Dieses Moor war unendlich weit und schön – und unheimlich. Und erst der Himmel, der das alles überspannte: Er reichte von tiefschwarzen Wolken bis zu hellblauen Tupfen und silbernen Strahlen dort, wo sich die Sonne durchzukämpfen versuchte.

Emily starrte und blinzelte dann zweimal, um sich selbst aus ihrer Trance zu holen. War sie nicht schon viel zu lange unterwegs? Sie wollte gerade die Aufmerksamkeit auf den Fahrer lenken, um ihn zu fragen, wann sie ihr Ziel erreichen würden, als der Bus rumpelnd zum Stehen kam.

»Bellevor Tor«, grummelte der Mann mit sonorer Stimme und drehte Emily sein knittriges Gesicht zu. »Wolltest nicht hier aussteigen? Näher kann ich dich nicht bringen, Schätzchen, *sorry*.«

Emilys Englisch war nicht schlecht. Ihre Mutter hatte die wenigen gemeinsamen Jahre nur in dieser Sprache mit ihr gesprochen, und später hatte sie sich große Mühe gegeben, diese, *ihr*e Sprache so wenig wie möglich zu vergessen. Jedenfalls bereitete es ihr keine Probleme, den breiten Akzent des Fahrers zu entschlüsseln.

»Gibt es noch einen anderen Halt in Bellevor Tor?«, fragte sie und schielte aus dem Fenster. Sie hatten am linken Straßenrand gehalten, vor einem Viehgatter, über das man eine Weggabelung erreichte. Weit und breit war kein Haus zu sehen, nur Wald und Felder. Emily wandte sich wieder dem Fahrer zu.

»Nah«, antwortete der. »Wirst'n bisschen laufen müssen.

Am besten da lang.« Er nickte mit dem Kopf in Richtung eines Schotterwegs, der direkt zwischen die Schatten der Bäume führte und um diese Nachmittagszeit bereits beängstigend düster wirkte. »Oder nimmste den, is' aber noch'n bisschen länger.« Diesmal zeigte er auf die schmale, asphaltierte Straße, die am Rande des Waldes verlief und weiter vorn einen Bogen um diesen zu schlagen schien.

Emily seufzte. Das waren ja großartige Aussichten. Sie schnappte sich Rucksack und Rollkoffer und quetschte sich umständlich die schmalen Stufen hinunter aus dem Bus. Der Fahrer sah ihr nachdenklich zu. »Willste wirklich mit dem Koffer da rauf? Da hinten ist Postbridge, da nimmste dir besser erst ma'n Zimmer. Oder gehste da lang«, schlug er vor und zeigte in Richtung des asphaltierten Weges, »da kommt 'ne Jugendherberge irgendwann.«

»Zimmer suchen, klar«, murmelte Emily. *Genau das hab ich ja vor.* Sie hob den Kopf und nickte dem Busfahrer zum Abschied zu. »Vielen Dank«, sagte sie entschieden. »Ich komme schon zurecht.«

Etwa eine halbe Stunde später war sich Emily nicht mehr so sicher. Sie hatte es ein paar Schritte mit dem Feldweg probiert und dann schnell aufgegeben: Die Rollen ihres Koffers wollten sich auf dem Schotter einfach nicht vorwärts bewegen. Und ein wirklich gutes Gefühl hatte ihr der Wald ohnehin nicht bereitet. Also war sie umgekehrt und hatte sich die längere Variante vorgenommen. Bloß: Wie lang konnte die eigentlich sein?

Es war schon fast fünf Uhr. Und es hatte angefangen zu

regnen. Emily blieb am Straßenrand stehen, ließ ihren Rucksack von den Schultern gleiten und durchwühlte ihr Handgepäck nach der zitronengelben Regenjacke, die ihr Fee zusammen mit einem pinken Schirm zum Abschied geschenkt hatte. Das war ihre Art von Humor. Sie schlüpfte in die Jacke und friemelte ihre langen, braunen Haare unter die Kapuze. Schon besser. Eine Viertelstunde würde sie noch weiterlaufen, wenn sie dann immer noch nicht in Bellever Tor angekommen war, würde sie umkehren und sich in – wie hieß das noch? Postbridge? Dort würde sie sich ein Zimmer suchen.

Energisch umfasste Emily den Griff ihres Koffers und zog ihn weiter. Sie vermied es, nach rechts zu blicken in den immer dunkler werdenden Wald und konzentrierte sich stattdessen auf die weite Landschaft, die sich auf der anderen Seite vor ihr erstreckte: Wie ein flauschiger Bettüberwurf schmiegte sich die saftig grüne Wiese über ein Meer von kleinen Hügeln, auf deren Spitzen Ginsterbüsche blühten und Grasbüschel wucherten. Es war so still hier. Sie hörte nichts außer den Tropfen, die auf ihre Kapuze prasselten. Und es roch so gut: Nach Gras und Erde und Regen.

Emily war so auf sich selbst konzentriert und auf die ruhige Kraft, die von ihrer Umgebung ausging, dass sie das Auto erst bemerkte, als es neben ihr zum Stehen kam.

Sie erschrak fürchterlich und verschluckte sich dabei. Während sich das Fenster des schwarzen Geländewagens surrend öffnete, hustete Emily ununterbrochen und versuchte gleichzeitig, wieder Luft in ihre Lungen zu bekommen. Ein junger Typ streckte den Kopf heraus. Emily sah zu

ihm auf und war so entsetzt, dass sie erneut die Luft anhielt und noch lauter zu husten begann.

»Oh, wow, sorry, ich wollte dich nicht erschrecken«, erklärte der Junge schnell. Er klang selbst einigermassen schockiert. »Ich dachte nur – du sahst aus, als hättest du dich verlaufen.«

Das konnte unmöglich sein.

Emily blickte in die meerblauen Augen des Jungen, in sein schönes Gesicht, das von tiefschwarzen Haaren umrahmt war. Hätte er auf einem Pferd gesessen, sie wäre schreiend davongelaufen. So aber starrte sie ihn nur ungläubig an, bevor sie sich räusperte, um ihre Stimme wieder zu finden.

»Lieber Himmel, wie kann man sich nur so anschleichen«, krächzte sie.

»Anschleichen?« Perplex erwiderte der Junge Emilys Blick. Er hatte links neben ihr gehalten und saß dennoch auf der richtigen Seite, um mit ihr zu sprechen – an den Linksverkehr würde sie sich wohl erst gewöhnen müssen. Er klopfte mit einer Hand auf das Blech seiner Tür und fuhr fort: »Ich hätte ehrlich gesagt nie gedacht, dass ich mich mit diesem Ungetüm *anschleichen* könnte, aber ... nun ja.« Er lächelte sie an, immer noch erstaunt. »Also: Hast du dich verlaufen? Soll ich dich mitnehmen oder macht es dir Spaß, im Regen durch die Landschaft zu spazieren?«

Emily bewegte sich nicht. Sie war sich bewusst, dass er auf eine Antwort wartete, doch sie sah sich nicht in der Lage, eine zu formulieren. Sie hatte nicht wirklich von diesem Jungen geträumt, oder etwa doch? Von einem wildfremden Engländer, den sie nie zuvor gesehen hatte?

Sie hörte ihn Luft holen. »Okay ...«, setzte er an, und Emilys Gedanken schnappten zurück in die Gegenwart.

*Blödsinn*, schalt sie sich.

Laut fragte sie: »Entschuldige, was hast du gesagt?«

Der Junge runzelte die Stirn. »Du siehst aus, als hättest du dich verirrt«, wiederholte er betont langsam, »und ich wollte wissen, ob ich dich irgendwo hinfahren kann.«

Emily überlegte einen Moment. Der Typ sah nicht aus wie ein Kettensägenmörder. Aber sie war in ihrem Leben noch nie nach 24 Uhr alleine U-Bahn gefahren, geschweige denn per Anhalter, und das würde sich heute nicht ändern.

»Danke, ich komme schon klar«, antwortete sie deshalb. »Vielleicht könntest du mir nur sagen, wie weit ich in etwa noch laufen muss. Ich will nach Believer Tor.«

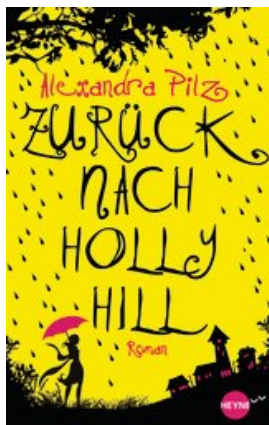
Die Augenbrauen des Jungen hoben sich. »Believer Tor?«, fragte er ungläubig. »Um diese Zeit? Mit einem Koffer?«

»Ähm – ja? Ich wusste ehrlich gesagt nicht, dass ich von der Bushaltestelle noch so weit laufen muss. Ich will mir dort ein Zimmer suchen und – ja, es ist schon spät ...« Mit jedem Wort war Emily unsicherer geworden, schließlich ließ sie den Satz in der Luft hängen und legte ihre Stirn in Falten.

Der Junge nickte in Richtung der Bäume. »Believer Tor liegt dort hinter dem Wald auf einem Hügel.« Er wandte ihr langsam den Blick zu. »Es ist eine *Steininformation*«, fuhr er fort, jede Silbe betonend. »Ein Wanderziel? Kein Ort. Kein Hotel.«

*Oh, Mist.*

Emily starrte auf die Bäume, während sie sich im Geiste die Karte für das Dartmoor in Erinnerung rief. Sie hatte



Alexandra Pitz

## **Zurück nach Hollyhill**

Roman

ORIGINALAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 352 Seiten, 13,5 x 21,5 cm  
ISBN: 978-3-453-53426-1

Heyne fliegt

Erscheinungstermin: Februar 2013

Hollyhill – das Dorf, das durch die Zeit reist

Wie weit würdest du gehen? Um das Geheimnis deiner Herkunft zu lüften, den Jungen deiner Träume zu bekommen und deine Freundin zu retten? Für die 17-jährige Emily werden diese Fragen plötzlich entscheidend, als sie nach dem Abitur in das geheimnisvoll einsame Dartmoor reist, um das Dorf ihrer verstorbenen Mutter zu finden. Ein Dorf, das auf keiner Karte eingezeichnet ist. Das jedoch genau der Junge kennt, der in Emily von der ersten Sekunde an Gefühle auslöst, die irgendwo zwischen Himmel und Hölle schwanken ...

Emily kann es nicht fassen! Am Tag ihres Abiturs erhält sie einen Brief ihrer verstorbenen Mutter, in dem diese Emily in geheimnisvollen Worten beschwört, das Dorf aufzusuchen, das einst ihre Heimat war. Kurzerhand steigt Emily in München ins Flugzeug – und landet allein und vom Regen durchnässt mitten im englischen Dartmoor. Hilfe naht in Form eines Geländewagens, darin Matt, der attraktivste Junge, den Emily je gesehen hat. Als sie ihn nach dem Weg nach Hollyhill fragt, verändert Matt sich jedoch schlagartig. War er zuvor offen und hilfsbereit, stimmt er nun nur widerwillig zu, Emily nach Hollyhill zu bringen. Nach einer abenteuerlichen Fahrt durch das einsame Moor landen sie schließlich in dem winzigen Dorf, dessen Bewohner zwar alle ein wenig schrullig, aber freundlich zu Emily sind. Nur Matt, der Junge, in den sie sich Hals über Kopf verlieben könnte, gibt ihr bei jeder sich bietenden Gelegenheit das Gefühl, unerwünscht zu sein. Bis eines Nachts ein Mörder auftaucht und Emily entführt. Und plötzlich findet sie sich im Jahr 1981 wieder – und dort sind die gewohnungsbedürftige Mode und ein grimmiger Matt ihr geringstes Problem ...



**Der Titel im Katalog**